



«Ich hatte das Vorurteil, dass die Deutschschweizer ernst und immer pünktlich sind. Ein bisschen stimmt es. Wir sind fauler als sie, denke ich.»

Elise  
17 Jahre, Lausanne



«Ich finde es einfach dumm, wenn Westschweizer und Deutschschweizer miteinander Englisch sprechen. Ich sagte mir deshalb, du kannst ja Deutsch lernen.»

Nathan  
17 Jahre, Lausanne



«Die Lehrer haben hier ebenfalls Distanz zu den Schülern, aber sie sind auch einmal freundlicher oder machen Witze.»

Anne-Elise,  
16 Jahre, Genf



«Die Kollegen sagten: <O Gott, Margaux, warum gehst du nach Zürich, wenn du nach Berlin gehen könntest?> Jetzt bin ich froh, nach Zürich gekommen zu sein.»

Margaux  
17 Jahre, Lausanne



«In der ersten Gastfamilie habe ich manchmal gedacht: typisch Deutschschweiz! Aber dann kam ich in eine zweite Familie, und alles war ganz anders.»

Stéphanie  
17 Jahre, Lausanne

## Vom Rösti- und vom Küsschengraben

Fünf Gymnasiasten aus der Westschweiz erleben ihren Sprachaufenthalt in Zürich als Begegnung mit einer gar nicht so anderen Schweiz

WALTER BERNET

«Birchermüesli!» Es kommt wie aus der Pistole geschossen aus Nathans Mund. Die Runde lacht. Sie tut das an diesem Mittwochnachmittag oft und gern. Um den Sitzungstisch in der Zürcher Kantonsschule Freudenberg sitzen Anne-Elise, Stéphanie, Elise, Nathan und Margaux – flankiert von NZZ-Welschland-Korrespondentin Andrea Kucera und dem Schreibenden. Die fünf kommen aus Genf und Lausanne. Ihr Jahr als Austauschschülerinnen und -schüler in Zürich geht dem Ende zu.

«Oh Gott, warum Zürich?»

Gesprochen wurde über die Klischees und Vorurteile, die die Westschweizer Gymnasiasten gegenüber der Deutschschweiz und Zürich pflegten. Das eindeutige Resultat der Umfrage: Abneigung geht durch den Magen. «Ich hatte Angst, dass wir hier nur Würste und Rösti zu essen bekommen», sagt Margaux. Und Birchermüesli. Wir plaudern mühelos hochdeutsch. Margaux gelingt es bestens, ihre spitzbübische Neigung zur Ironie auch so hinüberzubringen. Und Nathan macht sich einen Spass daraus, seinen Vornamen derart übertrieben deutsch auszusprechen, dass auch wir unseren Spass daran haben.

Deutsch zählt in der Romandie nicht zu den bevorzugten Schulfächern, und die Deutschschweizer genießt einen eher miesen Ruf. Warum in aller Welt haben sich Anne-Elise, Stéphanie, Elise, Nathan und Margaux trotzdem dafür entschieden, Deutsch zu lernen, und dies trotz Cervelatsalat und Birchermüesli erst noch in der Deutschschweiz? «Oh Gott, Margaux, warum gehst du nach Zürich, wenn du nach Berlin gehen könntest?», hätten ihre Kollegen gefragt, erzählt die 17-jährige Lausserin. «Dort reden sie Schweizerdeutsch, du wirst nichts verstehen.» Jetzt sei sie froh, nach Zürich gekommen zu sein. Sie habe hier nicht nur Hochdeutsch, sondern auch den Dialekt gelernt. Wer einmal in der Schweiz arbeiten wolle, ist sie überzeugt, müsse eher noch als Deutsch Schweizerdeutsch können oder wenigstens verstehen.

Dem stimmen die vier andern zu. «Für uns Romands ergibt es wirklich Sinn, beide Sprachen zu lernen», sagt Elise. Es gibt aber noch andere Gründe für einen Sprachaufenthalt an der Limmat: «Mich interessierte Zürich», sagt Stéphanie. Sie kannte die Stadt schon und fand sie schön und spannend, besonders das Kulturangebot. «Zürich ist auch nicht so weit weg von zu Hause», ergänzt sie. Noch prosaischer ist der Grund, den Elise anführt: Gehe man als



Zürich gefällt ihnen, ihre Klassen werden sie vermissen. Einige Wochen nach ihren Schulkollegen in der Romandie werden Anne-Elise, Elise, Stéphanie, Margaux und Nathan (von links) bald ihre Sommerferien antreten.

BILDER KARIN HOFER / NZZ

Lausserin zum Englischlernen ins Ausland, müsse man nachher für die zweisprachige Maturität das Gymnasium wechseln und in Renens zur Schule gehen. Deutsch wählten einige also auch, weil sie nur so nach der Rückkehr in ihrer Klasse bleiben können.

Und, wie sieht es jetzt am Ende des Austauschjahres aus? Welche Vorurteile haben sich bestätigt? «Das mit dem Birchermüesli stimmt», sagt Nathan. «Ich habe hier Schulkollegen, die es zweimal am Tag essen.» Nathan schätzt das gesunde Haferflocken-Mus zwar durchaus, aber immer muss es offensichtlich nicht sein. Nicht alles ist aber Mus oder mässig. «Es gibt hier viele Leute, die gesünder essen, als wir es uns gewohnt sind», sagt Stéphanie und ertotet Zustimmung. Man urteilt jetzt differenzierter.

Andere Klischees haben neue Nahrung erhalten. Die Deutschschweizer seien ernst und pünktlich, hatte Elise erwartet. «Und es stimmt ein bisschen», findet sie. «Wir sind fauler.» Manchmal fallen Urteile direkter aus, wenn man sie in einer Fremdsprache formuliert. Auch dass die Deutschschweizer ökologischer denken und mehr Velo fahren, habe sich bewahrt, findet Anne-Elise. Trotzdem kommt Nathan am Ende seines Aufenthalts zum Schluss: «Der Rösti-

graben existiert eigentlich gar nicht.» «Doch, ich finde schon», widerspricht Elise. Nathans Erwartung war, dass die Leute in der Deutschschweiz nicht nur unverständlich sprächen, sondern auch ganz anders funktionierten. «Nach einem Jahr stelle ich fest, dass wir im gleichen Land leben, es gibt überall die SBB, den Coop, die Migros. Die Sprache, die Kultur und die Käsesorten ändern zwar, aber ich fühle mich immer noch in der Schweiz», sagt er.

«Ich verstand gar nichts»

«Dass ich am Anfang gar nichts verstanden habe und kein Wort Dialekt sprach, verstärkte die Grenze», sagt Margaux. «Das ist der grosse Unterschied: Hier gibt es eine Sprache und einen Dialekt, bei uns gibt es zwar Dialektausdrücke, aber die Sprache ist für alle fast gleich», sagt Stéphanie. «Geil», «huere», «huere geil» haben alle gelernt. «Gäll» am Ende fast jeden Satzes finden sie lustig. Dies gilt auch für «gang go», das töne fast wie Englisch. Am Ende sei die Grenze aber psychologischer Natur, findet Elise. Die Sprache sei das eine, die gegenseitigen Vorurteile das andere.

Die Diskussion führt zu den kulturellen Unterschieden und zum «Küsschen-

graben». Alle haben etwas zu erzählen von ihren Erfahrungen beim Hinhalten der Backe für Begrüssungsküssen. Eines in der Schule, drei in der Familie waren sie gewohnt, hier reiche die Palette von gar nichts bis zur Umarmung. «Aber all das sind eigentlich kleine Unterschiede», fasst Elise am Ende zusammen. «Wie wir denken und im Alltag zusammenleben, ist ziemlich ähnlich.»

Auch im Alltag der Familie? Die vielen Hobbys sind einigen aufgefallen. Jeder habe seinen eigenen Stundenplan, selten seien alle gemeinsam zu Hause. Anne-Elise hat andere Erfahrungen gemacht. Ihre Familie habe immer auf ein gemeinsames Abendessen geachtet. «In der ersten Gastfamilie habe ich manchmal gedacht: typisch Deutschschweiz! Aber dann kam ich in eine zweite Familie, und alles war nochmals ganz anders», berichtet Stéphanie. Es sind diese Erfahrungen, die den Austausch über das Sprachenlernen hinaus so wertvoll machen. «In den Diskussionen mit der Gastfamilie stellte ich fest, dass ich auf viele Dinge eine andere Perspektive hatte als sie. Das zu merken, war interessant», meint Stéphanie. «Ich konnte für mich eine neue, eigene Sicht entwickeln», ergänzt Elise. So habe sie gute

Seiten ihrer eigenen Familie entdeckt, die vorher unbemerkt geblieben seien.

Erhebliche Unterschiede haben die fünf im Schulbetrieb und im Umgang zwischen Lehrern und Schülern festgestellt. Die von den Klassen selber organisierten «Heimwochen», während deren alle zusammen in einem Pfadheim wohnen, kannten sie nicht. «Das müssen wir in Lausanne auch einführen», findet Elise. Überhaupt unternehme die Schule mehr für die Schüler, zum Beispiel Projektwochen. «Die Lehrer haben hier ebenfalls Distanz zu den Schülern, aber sie sind auch einmal freundlicher oder machen Witze. Das kennen wir in Genf nicht», sagt Anne-Elise. Zwiespältig sind die neuen Erfahrungen mit den Noten für die mündliche Leistung. «Toll, alle nehmen teil, alle sind so brav», staunt Elise. Aber manchmal seien die Kriterien der Bewertung undurchsichtig.

«Wir leben im gleichen Land»

Anne-Elise, Stéphanie, Elise, Nathan, Margaux – sie alle halten wenig von den gegenwärtigen Fremdsprachendiskussionen in der Deutschschweiz. «Wir leben in einem viersprachigen Land, und ich möchte auch noch Italienisch lernen. Es ist einfach schade, diese Chance nicht zu nutzen», sagt Margaux. Für Nathan ist es ungerecht, dass der Deutschunterricht in der kleineren Westschweiz nie zur Diskussion stand, wohl aber der Französischunterricht in der Deutschschweiz. Für Letztere möge Englisch vielleicht wichtiger sein. «Aber wir leben im gleichen Land, und deshalb müssen beide Seiten die Sprache der anderen Seite lernen.»

Alle freuen sich jetzt auf die Heimkehr. Vermissen werden sie ihre Klassenkollegen, die Gastfamilien und die Stadt. Bereits wieder zu Hause ist die 16-jährige Freudenberg-Schülerin Mara. Sie ist den umgekehrten Weg gegangen, hat ein halbes Jahr in Lausanne verbracht und ähnliche Erfahrungen gemacht wie die fünf Romands. «Ich habe die Westschweiz früher als «französisch» empfunden, jetzt habe ich sie als einen Teil der Schweiz erlebt und entdeckt», sagt sie. Froschschenkel und Schnecken habe sie nicht essen müssen, auch wenn die Romands tatsächlich manchmal «komisches Zeug» ässen. Was sie aus dem grossen Lausser Gymnasium, einem Kurzgymnasium mit zehn Parallelklassen, berichtet, deckt sich mit den Aussagen der welschen Gäste. «Der Lehrer redet einfach eine Stunde lang, die Schüler stören ihn nicht dabei», sagt Mara. Aufgefallen sei ihr, dass viel mehr Ausländerkinder die Schule besuchten, als sie das von den Zürcher Gymnasien kenne.